Zeit nicht mehr gemustert. Er gab seinem Herzen einen gewaltigen Ruck und sprach die Fahrtnachbarin an. Uebermäßig persönlich klangen zwar die Worte nicht, die er da stotternd hervorbrachte: „O, bitte sehr, mein gnädiges Fräulein, nichts zu danken, gern geschehen.“ Selbst erschrocken ob seiner Kühnheit wollte nun Traugott die „Unterhaltung“ abbrechen, doch die junge Dame fiel ihm wider Erwarten ins Wort: „Allerhand, heutzutage solch höfliche Männer zu finden. Sie wissen ja, daß die Krone der Schöpfung ...“

Ein Wort ergab das andere. Man unterhielt sich wie alte Freunde, und als sich die Dame zum Aussteigen anschickte, bot ihr Fischer seine Begleitung an. Sie zögerte eine Sekunde und meinte dann burschikos: „An sich ist es ja ganz gleichgültig, wo sich zwei Menschen, die Gefallen aneinander finden, kennen lernen. Ich mache mir nicht viel aus Formen, und auch mein Bruder denkt ähnlich. Kommen Sie, bringen Sie mich nach Hause, Herr ... Herr ...“ Sie lachte hell auf: „Nun weiß ich noch nicht einmal, wie Sie heißen!“ Fischer beeilte sich, das Versäumte nachzuholen, und auch sie nannte ihren Namen: Isabell.

„Wie klingt dies poetisch“, dachte Herr Fischer und sagte: „Glauben Sie wirklich, Fräulein Isabell, daß Ihr Herr Bruder ...“

„Darüber brauchen Sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen. Er wird es am ehesten verstehen, daß ich mich zu Ihnen hingezogen fühlte ...“

„Wieso gerade er?“ staunte Traugott. „Kennt er mich etwa, Ihr Herr Bruder?“

„Das nun gerade nicht, mein Lieber“, erwiderte Isabell. „Sie gleichen ihm aber aufs Haar. Die Aehnlichkeit ist wirklich auffallend. Bis auf die ...“ Sie stockte, fuhr aber dann unbekümmert fort: „Bis auf die Sommersprossen allerdings. Mein Bruder hat eine schneeweiße Hautfarbe, während Sie“ — sie merkte, daß sich Traugotts Blick verfinsterte, und gab dem Satz schnell eine Wendung, die das Herz des Sommersprossen-Matadors höher schlagen ließ — „mit Ihren Sommersprossen viel interessanter, ich möchte beinahe sagen, viel männlicher aussehen.“

Traugott war begeistert. Zum ersten Male in seinem Leben fand ein Mitmensch seine Sommersprossen männlich. Noch dazu ein so bezaubernder Mitmensch wie Isabell. In bester Stimmung begleitete er die Schöne bis nach dem Hause, wo sie mit ihrem einzigen Bruder wohnte, und bat sie um die Erlaubnis, die flüchtige Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen. „Aber natürlich“, zwitscherte Isabell, „ich würde mich freuen, Sie wiederzusehen. Seien Sie morgen pünktlich um acht Uhr an der Haltestelle, wo Sie heute einstiegen; ich fahre jeden Abend mit dieser Bahn nach Hause ...“ Mehr wollte Traugott nicht. Für ihn hing der Himmel voller Geigen, als er dreiundzwanzig Stunden später auf Isabell wartete. Der günstige Zufall wollte wohl, daß ein Bürokollege gerade in dem Augenblick vorbei ging, da die beiden Leutchen in ein angeregtes Gespräch vertieft der Straßenbahn entstiegen. Es sprach sich bald im Hause Schindler & Co. herum, daß es Fischer doch gelungen war, eine Braut zu „fischen“, noch dazu eine recht niedliche. Und von nun an nannte man den überglücklichen Buchhalter nur noch den „Sommersprossen-Don Juan“. Er ließ sich diese kleine Neckerei um so lieber gefallen, als seine Beziehungen zu Isabella immer freundlicher wurden. Man traf sich häufig, und wöchentlich einmal durfte der Bräutigam von Isabell, wie sich Fischer in Gedanken selbst nannte, sogar das Abendbrot mit den Geschwistern einnehmen. Ueber die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Buchhalter und dem Bruder seiner Zukünftigen fiel kein Wort mehr, Traugott hatte sich daran gewöhnt, ein sommersprossenfreies Ebenbild zu haben, und war beinahe stolz auf seine dereinst so verschmähten „männlichen“ Flecken geworden.

Zwei Wochen später überraschte Isabell ihren Verehrer mit der Bitte, er möge ihr ein Lichtbild verehren. „Ich möchte es an meine Freundin in Berlin schicken“, sagte sie verschämt, „um sie davon zu überzeugen, daß ich richtig gewählt habe ...“

Traugott besaß aber kein Photo; er ließ sich aus begreiflichen Gründen niemals verewigen. So ging man denn zum besten Photographen am Orte, und bald darauf konnte Traugott den Wunsch seiner Auserwählten erfüllen ...

Am nächsten Tage kam Isabell nicht zum Stelldichein. Fischer eilte nach der Wohnung der Geschwister. Auf sein Klingeln öffnete die Wirtin; eine alte Dame, bei der die Beiden in Untermiete wohnten und der Traugott noch niemals begegnet war. „Wen suchen Sie, mein Herr?“ fragte ihn die Frau recht freundlich. „Wollen Sie vielleicht die Zimmer mieten?“

Fischer erkundigte sich nach dem Verbleib von Fräulein Isabell.

„Sie meinen wohl Frau Isabell?“ grunzte die Zimmervermieterin. „Die ist gestern nacht mit ihrem Mann verreist.“

„Mit ihrem Mann?“ schrie Traugott verständnislos auf. „Hatte sie denn einen Mann?“

„Na freilich“, lautete die Antwort. „Der Herr, der ...“ Die Alte sah den erregten Besucher groß an und schlug die Hände zusammen: „Sind Sie etwa mit Herrn Grüner verwandt? Nein, diese Aehnlichkeit!“

„Warum fragen Sie?“ stöhnte Fischer außer Fassung und erfuhr die niederschmetternde Wahrheit, daß sein Ebenbild, der vermeintliche Bruder, der Gatte seiner Angebeteten war ...

Die Zusammenhänge begriff er erst zwei Wochen später, als er den „Bruder“ und sich selbst in den illustrierten Zeitungen abgebildet wieder sah. Unter seinem Lichtbild konnte man das winzige Wörtchen „Vor“ lesen, und die Unterschrift des anderen Bildes ergänzte den vielversprechenden Satz: „— und nach dem Gebrauch!“ Das überaus gelungene Inserat pries die noch nie dagewesenen Vorzüge des Grünerschen Sommersprossenwassers an.

Traugott Fischer brachte die Episode einen neuen Spitznamen ein. Die ganze Stadt nannte ihn nur noch Herrn „vor“-Fischer. Der Boden wurde ihm so heiß unter den Füßen, daß er Schindler & Co. bitten mußte, ihn nach einer Filiale in Hinterpommern zu versetzen. Da fristet nun der bedauernswürdige Sommersprossen-Don Juan sein freudloses Leben und „glaubt nie mehr an eine Frau“.

Der verspätete Maibaum.

Die Schüler der Volksschule von Ungarisch-Lapusul unternahmen einen Ausflug. Ein zehnjähriger kleiner Knirps namens Georg Santha kam auf die verhängnisvolle Idee, einen — wenn auch reichlich verspäteten — Maibaum aufzustellen. Die Jungens waren sogleich Feuer und Flamme. Leider standen ihnen nur rote Bänder zur Verfügung. Und leider wählten sie einen „unpassenden“ Baum. Denn als ganz zufällig einige Polizisten vorbeikamen und die roten Bänder zusammen mit der weißen Rinde und mit dem grünen Laub des Maibäumchens erblickten, gerieten die Hüter der öffentlichen Ordnung in hellste Aufregung. War dies nicht die krasseste ungarische Propaganda, Irredentismus in höchstem Grade? Rot-weiß-grün: die magyarischen Nationalfarben! Das konnte doch kein reiner Zufall sein! Der geistige Vater der revolutionären Idee, der zehnjährige Georg Santha, mußte exemplarisch bestraft werden. Die menschenfreundlichen Beamten befahlen dem unschuldigen Kerlchen, die roten Bänder an Ort und Stelle zu — verzehren. Anschließend die weiße Rinde des staatsfeindlichen Baumes. Als Nachtisch mußte Georg das grüne Laub auffessen. Dann verabreichte man ihm eine so ausgiebige Tracht Prügel, daß er ohnmächtig zusammenbrach. Ins Krankenhaus befördert, hütete der arme Junge neun Tage das Bett. Das bedauernswerte Kerlchen wird sich nun wohl die Bedeutung der rot-weiß-grünen Farben scharf eingeprägt haben. Und dies lag kaum in der Absicht der menschenfreundlichen Beamten von Ungarisch-Lapusul.

Durch Scheidung reich geworden.

Die Ehe schien die glücklichste zu sein. Deshalb wunderten sich alle Bekannten, als kürzlich Frau O'Connor aus Oakland von ihrem Mann geschieden werden sollte. „Er hat immer etwas an mir auszusetzen oder sonst allerlei zu nörgeln.“ Natürlich war das ein triftiger Grund, um Frau O'Connors Ehe mit diesem Scheusal zu trennen. Frauen sind doch heute vollkommen und brauchen sich keine Kritik gefallen zu lassen. O'Connor selbst schien ein wenig schuldbewußt zu sein, denn er erschien nicht einmal zur Verhandlung. Ein paar Wochen später aber hatten die Bekannten allen Grund, sich noch mehr zu wundern. Frau O'Connor und ihr geschiedener Gatte ließen sich in Reno, dem berühmten Heirats- und Scheidungsparadies, wieder trauen. „Warum waren sie dann erst auseinander gelaufen?“ fragte man sich. Die Antwort gab Frau O'Connor selbst und lächelte dabei: „Mein Vater hat mir in seinem Testament 160 000 Dollars vermacht. Ich sollte aber nur die Zinsen hiervon bekommen. Das Kapital selbst stand mir erst zu, wenn ich geschieden oder verwitwet war. Das fand ich ein wenig hart. Warum erst den Mann verlieren müssen, um das Geld zu gewinnen! Da habe ich eben dem alten Herrn ein Schnippchen geschlagen, und nun besitze ich beides, das Geld und einen geliebten Mann.“

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 54 **9. Juli 1930** **5. Jahrgang**

Der Tod, die Frauen und der Fremde

EIN SCHICKSALS-ROMAN VON H. A. VON BYERN

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa.

11. Fortsetzung.)

Ein flüchtiges Rot färbte ihre Wangen. „O, bitte, das ist eine Selbstverständlichkeit und — ich möchte nicht, daß sich die Herren, die unsre gern gesehenen Gäste sind, Beschränkungen auferlegen — —“

„Was darf ich Ihnen anbieten?“ Elena Juliu, eine Zigarette zwischen den Lippen, hielt mir ein silbernes Tablett mit winzigen, hauchzarten Kognakgläschen hin.

„Danke gehorsamst, gnädiges Fräulein, mir eine Tasse Mokka, ich habe heute einen tüchtigen Marsch hinter mir —“

Mit einer silbernen Zange hielt sie ein wallnußgroßes Stück Zucker über das bläulich flackernde Flämmchen, träufelte die zähen, herabfließenden Tropfen in das siedendheiße Getränk, goß aus zwei winzigen Flakons ein paar Tropfen hinzu.

„Was ist das?“ fragte Dr. Overecht interessiert.

„Destilliertes Rosenwasser und ein ganz schwaches, unschädliches Opiat. Sie werden sich den Landessitten fügen müssen.“

Franjo Vidacovicz kippte einen Slibowitz, schenkte sich gleich wieder ein. Der Fernsprecher schrillte. Gelassen ging das junge Mädchen an den Schreibtisch, hob den Hörer ab, sprach auf rumänisch in den Apparat.

Frau Margit schien aus ihrer Lethargie zu erwachen.

„Nedelcu hat bei Dragoslavele ein verdächtiges Individuum verhaftet, einen Landstreicher.“ Sie schürzte verdächtig die Lippen. „Natürlich — die hohe Polizeibehörde muß doch etwas unternehmen, weil man sonst an ihrer Existenzberechtigung zweifeln könnte!“

An der Tür ein diskretes Klopfen. Dumitru trat ein.

„Melde gehorsamst — Seine Hochwürden der Herr Pfarrer Matei Blasan!“

Und da stand auch schon der geistliche Herr auf der Schwelle, eine Hünengestalt mit schwarzem, fast bis über die Brust reichenden Patriarchenbart.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ Frau Marghiloman ging dem Pfarrer entgegen, führte seine Hand an die Lippen.

„In Ewigkeit! Amen!“

„Sie wollten zu mir, Hochwürden?“

„Ja, zu Ihnen allein —“

„Dann darf ich wohl bitten.“

Die Tür klappte.

Arne Thorsen lag, weit nach rückwärts gelehnt, in einem Klubsessel, rauchte, schwieg.

„Wann ist denn die Beisetzung?“ erkundigte sich Dr. Overecht leise.

Elena Juliu stellte ihre Tasse auf das Tablett. „Uebermorgen, um zwei Uhr.“

„Und die Testamentseröffnung?“ fragte Franjo Vidacovicz wie beiläufig.

„Zwei Stunden später, soviel ich weiß. — Meine Freundin hat den Notar Dr. Fran Bolboaca in Rosita verständigen lassen. Uebrigens soll auch heute nacht der Rentmeister eintreffen.“

Das Gespräch schleppte sich mühsam hin, bis Frau Margit und der Pfarrherr wieder eintraten. Wir nannten unsere Namen. Der hochwürdige Herr Matei Blasan trank ein Gläschen Benediktiner, räusperte sich.

„Ein trauriger, ein sehr trauriger Fall. — Wenn Gott nicht dem Täter an das Gewissen rührt —“

„Merkwürdig, was man dem Weltenlenker alles zutraut,“ sagte Thorsen in seiner schleppenden Sprechweise, „nun soll er sich auch mit der Aufklärung eines Schwerverbrechens befassen.“

Der Geistliche stutzte, zögerte.

„Der Herr ist — Ausländer?“

„Däne!“

„Ach so!“

„Uebrigens werden wir uns schon einigen,“ Arne Thorsen lächelte resigniert. „Um mich auf Ihren Standpunkt zu stellen: Die Vorsehung bedient sich oft eines Menschen als Werkzeug, und alles Geschehen ist zwangläufig, ein ehernes Gesetz, genau so wie der Blutkreislauf im kleinen, die Bahn der Planeten im großen.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Levantiner.

„Sehr einfach. Es war Vorherbestimmung, daß wir, daß ich jetzt in Geresnaia bin, daß — —“ Er brach ab.

Ganz verständnislos sah uns der Pfarrer an, erkundigte sich leise bei Elena Juliu.

„Ist der Herr von der Polizei?“

„Nein. Ein Jagdgast.“

Erscheint täglich
Bezugspreis
Monat Mk.
mangel, Streik
und Leitung

Nummer

— Da
lis des
Ehrerbes
— Im
Reichsfinanzministerium
konstituierung
beraten.
— Wie
Mill. Mark
— In
gegen
wurden
Villa
— In
scherverband
— Bei
scheinlich
— In
36 Wohnhäuser
auf 100 000
— Der
teierte auf
tag.

Kö

Im
die Antwort
digkeit und
Die letzten
Woche in
erste Bilanz
können.
reigert.
folgreichen
Zusammen
als günstig.
es ist
bedingt
liche Vor
Frage eines
1920 zur

Auch
Regierung
rei aller
an den
der Weg
durch die
und durch
anwendbar
kann.

Es ist
glaubt, die
Der Schein
zu können.
es für
möglichkeit,
Ungerechtig
für neue

Infolge
Mussolini
Deutschland
gelegt hat,
Revision
beendeten.
nicht dadurch
die taktisch
bei der
freuen,
der ihm
und Budapest
Streit
müssen
würdigen
besetzt
Wie
Druck
östlichen
reich
müßte.
„Matin“
Viele
reichen
und
Deutschland
Figaro
Verbindung
— durch
wie
Warschau
der „Matin“
Ruhr
müssen
Rückgabe
Vors.

„So — so, nun — ich will nicht weiter stören, hielt es nur für meine Pflicht.“

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, mich aufzusuchen, Hochwürden!“ Frau Marghiloman begleitete den Geistlichen bis auf den Flur.

Ich stand auf.

„Verzeihung, aber ich bin todmüde, habe in der letzten Nacht fast gar nicht geschlafen — —“

„O, bitte,“ das junge Mädchen nickte mir zu, „wir werden wohl auch bald zur Ruhe gehen.“

Arne Thorsen sah dem Spiel der aufsprühenden Funken am Kamin zu.

„Ja — die lange Nacht wird kommen, und wir wissen weder Tag noch Stunde — —“

Als ich auf den Flur trat, stand dort Dumitru, stand regungslos, wie eine Statue, und über sein welkes, wachsbleiches Gesicht rannen langsam glitzernde Tränen. Das lautlose, erschütternde Weinen eines Greises . . .

* * *

Früh gegen sechs Uhr war der Kriminalkommissar im Auto angeprescht gekommen, und seither hatte es keinen ruhigen Augenblick mehr gegeben. Zuerst wurde die Dienerschaft noch einmal vernommen, dann die Damen, und schließlich kamen die Jagdgäste an die Reihe; ich als letzter.

Herr Nedelcu saß vor dem Schreibtisch in Marghilomans Arbeitszimmer, rauchte Zigaretten, die er mit bewundernswerter Fingerfertigkeit aus langem, dünnem, goldgelbem bosnischen Tabak drehte und diktierte seinem Schreiber. Neben ihm stand eine schon bedenklich weit geleerte Flasche Slibowitz in friedlichem Beieinander mit sauberen Fischchen, Mixed pickles und eingelegten Früchten.

„Bitte, wollen Sie Platz nehmen!“ Der Beamte wies mit einer herablassenden Handbewegung auf einen Sessel und bot mir eine Papyros an. Dann wurden meine ersten sehr dürftigen Aussagen nochmals verlesen und das Verhör begann.

„Sie stehen den Vorgängen in Geresnaia entschieden unbefangen und — unbeteiligter gegenüber, als die Schloßbewohner selbst. Welche Ansicht haben Sie sich über den Fall gebildet?“

„Gar keine.“

„So — so.“ Der Kommissar blätterte in seinen Akten herum. „Nun, zum mindesten werden Sie doch mit Herrn Thorsen und Herrn Dr. Overecht über den Mord gesprochen haben?“

„Gewiß.“

„Und was meinten die Herren?“

„Es sind verschiedene Kombinationen erörtert worden.“

„Welcher Art?“

„Das weiß ich heute nicht mehr.“

Herr Nedelcu schien es für ratsam zu halten, seinen kriminalistischen Scharfsinn durch ein neues Gläschen Slibowitz anzuregen.

„Darf ich Ihnen auch einen anbieten?“

„Nein, danke.“

„Schade, schade,“ er wiegte bedauernd den Kopf, „ein feines, ein sehr feines Schnäpschen! Aber, was ich fragen wollte, haben Sie vielleicht in der Zwischenzeit irgendwelche Beobachtungen gemacht?“

Einen Augenblick lang zögerte ich. Das Gespräch zwischen Frau Margit und dem Levantiner fiel mir ein, Herrn Pipérs Mitteilungen über Marghilomans Vergangenheit. Doch das waren Dinge, die mit der Tat selbst in keinem unmittelbaren Zusammenhang standen, Dinge, die ich ungewollt erlauscht und die mir vertraulich mitgeteilt worden waren. So sagte ich ruhig:

„Es tut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können. In Sachen, die mich persönlich nichts angehen, mische ich mich grundsätzlich nicht ein.“

Der Kommissar zog die Augenbrauen hoch.

„Sehr weise! — Uebrigens, was halten Sie von Herrn Vidacovicz?“

Blitzschnell kam diese Frage, unter den halbgesenkten Lidern des Beamten hervor traf mich ein versteckter Seitenblick. — Jetzt wußte ich, worauf dieses ganze nochmalige Verhör hinaus sollte! Aber ich fühlte nicht die mindeste Veranlassung, der rumänischen Polizeibehörde von Resita bei der Aufdeckung eines Verbrechens Vigilantendienste zu leisten.

„Den Herrn habe ich nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten zu Gesicht bekommen.“

„Und — sein Benehmen?“

„Als Verwandter von Frau Marghiloman ist er natürlich von dem plötzlichen und gewaltsamen Ende des Schloßherrn erschüttert. So wie wir es alle sind.“

„Gewiß, gewiß,“ Herrn Nedelcus spinnenfußartig dünner Finger rollten eine neue Zigarette.

„Die gnädige Frau ist auffallend ruhig und gefaßt; ich hatte schon gefürchtet — —“ er schwieg und sah mich fragend an.

Die ganze saloppe Art des Verhörs ärgerte mich, und so sagte ich etwas von oben herab:

„Frau Margit Marghiloman ist eine geborene Comtesse Cillágy. Menschen mit guter Kinderstube pflegen ihre Gefühle nicht auf dem Präsentierteller zu zeigen.“

„Dann — danke ich Ihnen!“ Der Beamte hatte einen grünlichen Schimmer mühsam unterdrückter Wut im Gesicht. —

Vor der Tür wartete schon der Rentmeister Damian Chârloaba, ein kleiner, dicker, untersetzter Mann anfangs der fünfziger Jahre mit einer schimmernden Glatze, auf der feine Schweißtröpfchen perlten. Unwillkürlich mußte ich lächeln. Nein, ein Mörder war dieser Falstaff mit der so gar nicht romanischen, vergnüglich aufgestülpten Nase und den wasserhellen Aeuglein unter dürftigen Brauen gewiß nicht. —

Dumitru kam mir entgegen, ganz Diensteifer, ganz Ergebenheit.

„Wenn Ew. Hochwohlgeboren belieben wollen, die Herrschaften sind zum Lunsch im Speisesaal, auch seine Gestrengen der Herr Notar Dr. Fran Bolboaca.“

„So, so?“ fragte ich erstaunt. „Die Testamentseröffnung sollte doch wohl erst nach der Beisetzung, morgen um vier Uhr stattfinden!“

„Zu dienen! Aber der Herr Kriminalkommissar haben anders verfügt. Seine Gestrengen sind zugleich mit dem Herrn Kommissar eingetroffen.“

Die Sache interessierte mich; und obwohl ich eigentlich keinen Hunger verspürte, ging ich doch hinüber, begrüßte die Damen und stellte mich dann dem Anwalt vor. Ein freundlicher, sehr würdig aussehender Herr, den man ebensogut für einen Landgeistlichen hätte halten können.

„Seit fünf Jahren habe ich Herrn Marghiloman sämtliche Geschäfte geführt,“ sagte er bekümmert, „und nun — dieses Ende!“

„Seit fünf Jahren,“ klang es mir im Ohre nach — also schon zu einer Zeit, da der Verstorbene bemüht war, auf nicht ganz sauberen Wegen die Geresnaia belastenden Hypotheken und Schuldtitel an sich zu bringen. Und ganz instinktiv sprang in mir ein jäher Verdacht auf: Zu solchen Kommissionen gab sich kein Mensch her, der Hände und Gewissen rein hielt, möglicherweise hatte da eine Interessengemeinschaft bestanden, eine unsichtbare Sklavenkette, die erst durch eine aus dem Hinterhalt abgefeuerte Pistolenkugel gelöst wurde.

Thorsen sah mich spöttisch an.

„Nun, Sie beschäftigen sich wohl mit einem schriftstellerischen Problem?“

„Vielleicht —“ sagte ich und erschrak, als mir klar wurde, daß der Däne meine geheimsten Gedanken erraten hatte.

„Eine unerträgliche Schwüle!“ Franjo Vidacovicz stand auf und öffnete das Fenster. „Einen so warmen Herbst haben wir noch nie gehabt.“

„Leider, deshalb schreien auch die Hirsche so schlecht,“ versuchte Dr. Overecht das Gespräch auf ein harmloses Gebiet abzulenken.

Geräuschlos trat Dumitru an den Levantiner heran.

„Der Herr Kriminalkommissar lassen bitten.“

„Entschuldigen!“ Vidacovicz schenkte das vor ihm stehende Glas bis fast an den Rand voll Sherry, trank es in einen Zug aus

Frau Margit sah auf.

(Fortsetzung folgt.)

Warum der Löwe Gras frißt.

Von Dr. Joachim Waldmüller.

Jedes in freier Wildbahn lebende Tier ist von der Natur mit Zähnen ausgerüstet, die uns als höchster Ausdruck spezialisiertester Anpassung an ihren Lebensraum entgegentreten. Da es für die Wildtiere kein Problem der Ernährung gibt, sie vollkommen naturgemäß leben, findet man bei ihnen auch keine Zahnkrankheiten. Zerfall der Zähne ist deshalb immer ein Zeichen naturwidriger Ernährung. Die Bestätigung dieser These, die der Hamburger Zahnarzt Dr. R. Lehne an Hand einer mit großer Umsicht zusammengetragenen Privatschädelsammlung durch anatomische Vergleiche der Gebisse der verschiedenen Tierklassen aufgestellt hat, zeigt sich schon bei unseren Haustieren, deren Ernährung ganz oder teilweise vom Menschen abhängig ist und deren Zähne infolgedessen häufig schadhaft werden. Auch das Studium der Schädelsammlungen Zoologischer Gärten spricht Bände. Die tadellos gesunden Exemplare stammen durchweg von wildlebenden, auf der Jagd erlegten Tieren, dagegen die Schädel mit Spuren von Abszessen, Rachitis usw. von Tieren aus der Gefangenschaft. Es genügt eben nicht, Tieren eine Nahrung lediglich auf Grund von Kalorienberechnung und Sättigungswert zu verabreichen. Die Ernährungsgesetze, die hier herrschen, sind viel zu wenig bekannt und gewürdigt. Erst das Eingehen auf diese Ernährungsprobleme ermöglichte den Leitern von Zoologischen Gärten jene verblüffenden Tierhaltungs- und Zuchtergebnisse, die man vor zwanzig Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Die Schaffung annähernd natürlicher Lebensbedingungen für Großraubtiere, z. B. die Löwen, die heute noch in den Schulbüchern als reine Fleischfresser beschrieben werden, erfordern regelmäßige Futterzugaben von Gras, um die Verdauungsvorgänge zu regeln. Jeder Großwildjäger hat die Beobachtung gemacht, daß diese Raubtiere zuerst die inneren Organe ihrer gerissenen Opfer, ausgesprochener Pflanzenfresser, verzehren und so instinktiv den Vitamin- und Mineralstoffmangel ihrer Nahrung ausgleichen. Nur auf die äußerst fein abgestimmte freie natürliche Lebensweise antwortet der Tierkörper mit gesunden Organen und demnach auch gesunden Zähnen.

Die ständig wachsende Verbreitung unserer Zahnkrankheiten lehrt eindeutig, daß die Verhältnisse beim Menschen genau so liegen, daß nämlich unsere Nahrung nicht die ursprünglich von der Natur bestimmte ist. Der schlechte Zustand unserer Zähne ist also als Kulturübel anzusehen; denn erst dadurch, daß sich der Mensch dem Einfluß der Kultur hingab, entstand für ihn ein Problem der Ernährung, das, falsch aufgefaßt oder durch äußere Umstände bedingt, den Zahnverfall im Laufe von Jahrtausenden bewirkte.

Aus der Konstruktion des Gebisses kann man nach den Arbeiten des Hamburger Zahnarztes Dr. R. Lehne stets klare Schlüsse auf die Ernährung ziehen. Ueberall wo es gilt, lebende oder tote Wesen anzufallen oder zu verschlingen, treten kegelförmige Zahnformen auf (Raubfische, Hyäne, Löwe). Sind außer den Dreieckzähnen Mahlzähne vorhanden, so deuten diese auf den Zusatzgenuß von Insekten, Früchten und Pflanzen hin. Verschiebt sich der Anteil der Nahrung nach der Seite der Pflanzen und Früchte, finden wir eine bemerkenswerte Zunahme der Spezialisierung der Zähne zu Mahlzähnen (Bär, Dachs). Nager haben immerwachsende Zähne, Wiederkäuer zeigen Mahlzahne mit halbmondförmigem Schmelzjoche. Die stark entwickelten Eckzähne, z. B. vieler Affen, die ihrem Gebiß nach Fruchtfresser sind, haben seruellen Charakter, sind nicht etwa ein Zeichen für Fleischgenuß, sondern dienen im Kampf um das Weibchen nur als gefährliche Waffe.

Es wird immer wieder behauptet, daß die Struktur des menschlichen Gebisses auf Gemischtnahrung — Fleisch und Vegetabilien — hinweist. Diese Unterlegung ist irrig. Nach Brehm ist unser nächster Verwandter im Tierreich der Gorilla, ein reiner Fruchtfresser. Wenn wir das Gorillagebiß mit dem des Menschen vergleichen, dann sind in bezug auf den alimentären Charakter keine Unterschiede festzustellen. Nach der Form und Anlage der Zähne ist bei beiden die gleiche Ernährungsart, nämlich Fruchtnahrung, vorauszusetzen. Weitab von den sich stetig ändernden, ewig unruhigen Forschungsergebnissen der physiologischen Ernährungswissenschaft weist die vergleichende Anatomie, gestützt auf Jahrmillionen alte Dokumente, der Palaeozoologie nach, daß das menschliche Gebiß in seiner idealen Form einen reinen frugivoren (fruchtessenden) Charakter hat.

Ein vorzügliches Beispiel für die Abhängigkeit unserer Zähne von der Ernährung gibt Professor Dr. F. Proell-Greifswald in den Ergebnissen seiner Afrikareise 1928. Er schreibt über die Zähne der Neger: „In jüngeren Jahren sind die Zähne unzivilisierter Neger äußerst widerstandsfähig gegen die Karies. Wenn überhaupt, sieht man nur einen bis zwei Zähne zerfallen. Wächst aber der Neger in der Großstadt auf, so tauscht er seine Gesundheit gegen die Annehmlichkeiten der Zivilisation ein. Dann sind seine Milchzähne und sehr bald auch seine bleibenden Zähne dem Zerfall preisgegeben.“

Können wir nun durch Umstellung auf Fruchtnahrung bereits erkrankte Zähne heilen? Leider nicht: wohl aber kann das Zahnmaterial erhärtet werden, so daß der Zerfallprozeß abgeschwächt wird. Verhindert werden kann der im Alter auftretende Ausfall von noch brauchbaren Zähnen, die sogenannte Parotondose. Absolut einflußbar ist das Wachstum der Zähne von Kindern, wenn deren Nahrung von der Geburt an —wichtig ist schon die sachgemäße Ernährung der werdenden Mutter — in richtige Bahnen gelenkt wird. Hier liegt die große Verantwortung der Eltern und die Möglichkeit, wieder eine Generation mit gesunden Zähnen auszurüsten.

Der Sommersprossen-Don Juan.

Humoreske von Andre D. Kun.

Ohne in der Mythologie sonderlich bewandert zu sein, wußte Herr Traugott Fischer, Buchhalter der Textilfirma Schindler & Co., doch ganz genau, daß er kein ausgesprochener Adonis war. Wie diese Gottheit von sprichwörtlich gewordener Schönheit in Wirklichkeit aussah, hätte zwar Traugott nicht beschreiben können; so viel sagte ihm aber sein gesunder Menschenverstand, daß man sich die Männerideale in allen Epochen der Weltgeschichte ohne krumme Beine und ohne — Sommersprossen vorzustellen pflegte. Die etwas willkürlich geformten unteren Gliedmaßen und die Sommersprossen-Symphonie seines sonst gutmütigen, nicht einmal unschönen Gesichtes: Dies waren die wunden Punkte in dem harmonisch verlaufenden Dasein des Buchhalters Fischer. Gutgebaute Beinkleider halfen wohl über die fehlende Gradlinigkeit der Beine einigermaßen hinweg, gegen die Sommersprossen konnte aber Traugott nicht aufkommen; diese blieben Alleinsieger gegen die kosmetische Wissenschaft. Er fügte sich in sein Schicksal, gewöhnte sich an den Gedanken, zeitlebens der Sommersprossen-Matador seiner Vaterstadt zu bleiben und — keine Eroberungen zu machen. Denn daß sich die jungen Mädchen niemals in ihn verlieben würden, stand ein für allemal fest. Die sogen eben Aeußerlichkeiten inneren Qualitäten vor, sie tanzten und flirteten lieber mit Jünglingen, die kleinere Gehälter, dafür aber weit weniger Sommersprossen aufwiesen als Traugott Fischer. So wartete der Unglücksrabe vergeblich auf ein Abenteuer, das etwas Abwechslung in sein eintöniges Leben gebracht hätte. Er bildete sich ein, allgemein unangenehm aufzufallen, sonderte sich immer mehr und mehr von seinen Kollegen ab und widmete seine ganze freie Zeit dem Studium von Drucksachen kosmetischer Firmen, um über jede neue Erfindung auf dem Verschönerungsgebiete orientiert zu sein und einmal vielleicht doch erlöst zu werden . . .

Als er eines Abends mit der Straßenbahn nach Hause fuhr, ließ eine Dame neben ihm ihre Handtasche fallen. Blitzschnell beugte sich Traugott, hob das Ridikül auf und überreichte es der Besitzerin mit einer ungelenken Verbeugung. „Vielen Dank, mein Herr“, hörte er im nächsten Augenblick eine seidenweiche Frauenstimme. Erstaunt warf er einen Blick auf die Sprecherin und sah ein wunderschönes Antlitz mit zwei entzückenden Augen, die ihn freundlich und ermutigend anlächelten. Eine noch niemals gefühlte Verlegenheit überfiel Traugott: so liebevoll wurde sein fleckiges Gesicht seit langer